



DIE *NEUE* WESTSTRASSE

FÜNF JAHRE NACH DER VERKEHRSBERUHINGUNG
UND UMGESTALTUNG



AUFATMEN UND
SCHNELL VERGESSEN₂

CHRONIK EINER
ANGEKÜNDIGTEN
GENTRIFIZIERUNG₄

IM BETON- UND
SCHATTENVIERTEL₈

WESTSTRASSE
WIEDER AUFMACHEN!₁₂

PLATZ FÜR ALLE?₁₄

BALD RUHIGER ALS AUF
DEM FRIEDHOF₁₈

APARTMENTHOTELS
IN SANIERTEN
ALTBAUTEN₂₀

JAPANISCHE NUDELSUPPE
STATT SEX-DVD₂₂

SIP ZÜRI:
HANDLANGERIN DER
STADTAUFWERTUNG₂₆

BASEL:
WENN DIE BIG PHARMA
DIE STADT PLANT₂₈

AUFATMEN UND SCHNELL VERGESSEN

Editorial

Liebe Leserin*, lieber Leser*

Bis 2010 wälzte sich der Transitverkehr durch die Weststrasse. Donnernde Lastwagen im Minutentakt, vom Abgas russgeschwärzte Häuserreihen, geschlossene, doppelt verglaste Schallschutzfenster. Damit war mit der Beruhigung und Umgestaltung der Strasse 2012 Schluss: Die Weststrasse wandelte sich von der autobahnähnlichen Westtangente zur heutigen verkehrsberuhigten Quartierstrasse. Langjährige Bewohner*innen atmeten auf, doch viele von ihnen wohnen heute wegen gestiegener Mieten nicht mehr an der Weststrasse. Wer heute hier ist, weiss oft gar nicht mehr, dass durch diese enge Strasse noch vor wenigen Jahren zwischen 6 Uhr morgens und 22 Uhr nachts täglich rund zwanzigtausend Fahrzeuge fuhren. Die Zürcher Schriftstellerin Melinda Nadj Abonji ist an der Weststrasse aufgewachsen und schreibt im August 2014 über den grundlegenden Wandel, den die Weststrasse in kurzer Zeit durchgemacht hat: «Und ich frage mich, ob ich wirklich hier gewohnt habe, in diesem Haus, an der Weststrasse, die nicht mehr wiederzuerkennen ist, die so hübsch geworden ist, dass sie es gar nicht sein kann; müsste man sie umtaufen, die Weststrasse? die neue Weststrasse? Ja, das wäre hilfreich (...).» Unsere Zeitung beschäftigt sich in Anlehnung an Abonjis Überlegungen mit dem «Neu-

en» an der Weststrasse heute, fünf Jahre nach ihrer Beruhigung und Umgestaltung. Nach der breit gelobten Eröffnung, an der es auch Protestaktionen von Stadtaktivist*innen gab, ist es still geworden um die Strasse. Wir richten die Aufmerksamkeit erneut auf die Weststrasse und fragen: hat sie sich seit der Einführung der Tempo-30-Zone baulich und sozial verändert? Wer profitiert von der Beruhigung und Umgestaltung? Wer nicht? Dabei schärfen wir den Blick für Verdrängungsprozesse, die eine Verkehrsberuhigung mitten in einem Wohn- und Gewerbequartier nur allzu oft mit sich bringt. Die scheinbare Erfolgsgeschichte einer gelungenen innerstädtischen Verkehrspolitik weist bei einem genaueren Hinschauen schnell Widersprüche auf. Wir versammeln hier einige der Geschichten darüber, wie sich im Zuge des Verkehrsentscheids nicht nur die Strasse, sondern auch das angrenzende Quartier grundlegend wandelt.

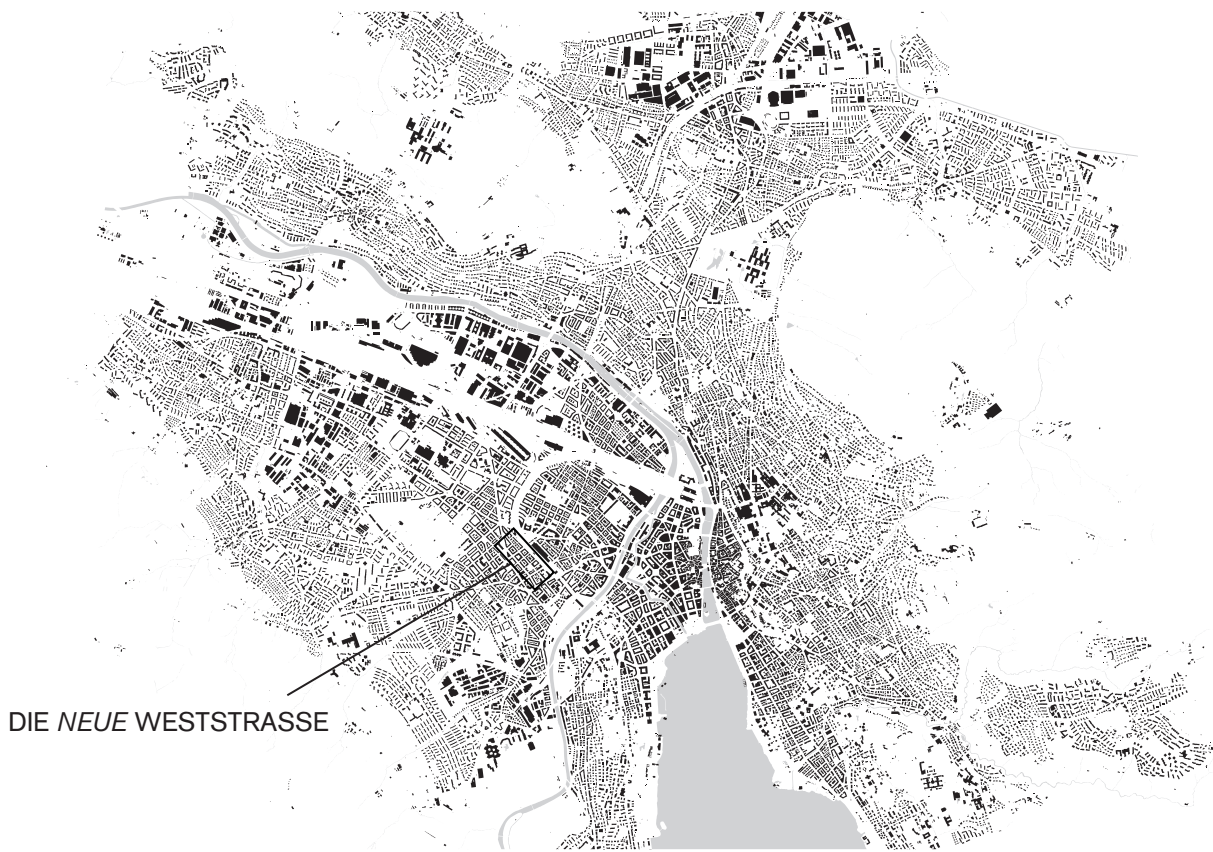
Die Beiträge dieser Zeitung entstanden während des von uns geleiteten Seminars «Gentrification in Zürich: Die Weststrasse im Wandel» im Frühling 2017 am Departement Architektur der ETH Zürich. 49 Studierende fanden in ihrer Feldforschung ein urbanes Trendquartier mit neuen Arbeitsplätzen, attraktiven Wohnlagen für gutverdienende Neuzuzüger*innen wie die sogenannten Expats und verschiedenste trendige Restaurants. Im Seminar untersuchten wir den laufenden Verdrängungsprozess im ehemaligen Arbeiter*in-

nen- und Kleinbürger*innenquartier und laden hier zum Nachdenken über den Wandel der Weststrasse ein. Für diese Zeitung schauten die Studierenden genau hin und hörten zu, was Anwohner*innen, Gewerbetreibende und Passant*innen zu den Veränderungen an der Weststrasse zu erzählen haben. Zwei Gastbeiträge von der «Wochenzeitung» Journalistin Noëmi Landolt zur Rolle des Ordnungsdienstes «sip züri» in der Stadtaufwertung und dem Stadtforscher Jonas Aebi zur Stadtentwicklungspolitik in Basel zeigen, dass Gentrifizierung viele Facetten hat und in verschiedenen Zusammenhängen unterschiedlich abläuft. Verdrängung von Mieter*innen und bauliche Auf- und Abwertung sind in einer Stadt wie Zürich zentrale Themen – für die Bewohner*innen, aber auch für angehende Architekt*innen und Stadtplaner*innen. Wir möchten die gewonnen Einblicke und neuen Fragen mit den Menschen an der Weststrasse und im Quartier teilen und danken allen herzlich, die sich Zeit für ein Gespräch genommen und damit wesentlich zu dieser Zeitung beigetragen haben.

Wir wünschen eine gute Lektüre.

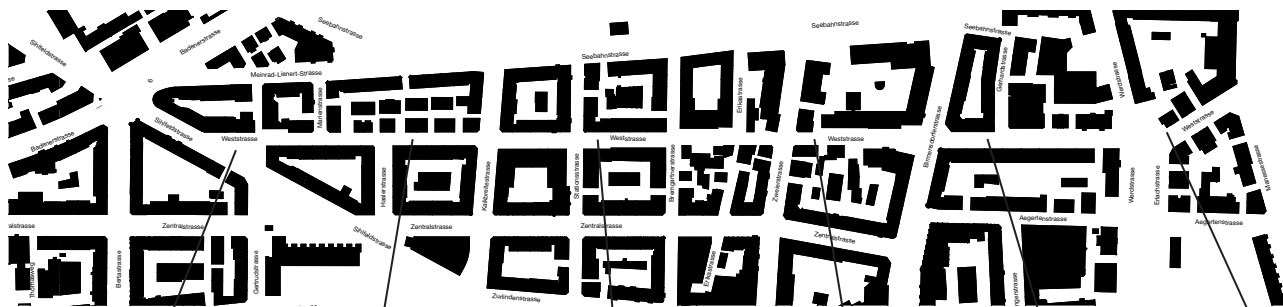
Die Redaktion
Rahel Nüssli und Monika Streule

¹Melinda Nadj Abonji (2015) West-hemisphäre. In Weststrasse, herausgegeben von Corina Flühmann. Zürich: Edition Patrick Frey, Seite 141.



DIE NEUE WESTSTRASSE

Stadt Zürich 1:50'000



JAPANISCHE NUDEL-
SUPPE STATT SEX-DVD
Seite 22-23

APARTMENTHOTELS IN
SANIERTEN ALTBAUTEN
Seite 20-21

BALD RUHIGER
ALS AUF DEM FRIEDHOF
Seite 18-19

PLATZ FÜR ALLE?
Seite 14-15

WESTRASSE WIEDER
AUFMACHEN!
Seite 12-13

IM BETON- UND
SCHATTENVIERTEL
Seite 8-9

CHRONIK EINER ANGEKÜNDIGTEN GENTRIFIZIERUNG

Von Rahel Nüssli und
Monika Streule

Das vierzigjährige Provisorium Westtangente

Bis in die späten 1960er Jahre war die Weststrasse im Zürcher Kreis 3 eine beschauliche Quartierstrasse, in der Kinder Fussball spielten. Im Zuge der zunehmenden Automobilisierung der Gesellschaft sollte gemäss der Vision nationaler Verkehrsplaner*innen die Innenstadt Zürichs als «autogerechte» Stadt direkte Anbindungen an das Autobahnnetz besitzen. Die Weststrasse war als Provisorium Teil der Westtangente – eigentlich bloss für einige Jahre, bis die Autobahnen beim Platzspitz hätten zusammengeführt werden sollen. Dazu kam es jedoch nicht und so drängten sich bald über 1000 Personenfahrzeuge und 100 Lastwagen pro Stunde durch die schmale Quartierstrasse; die Lärm- und Luftbelastung überschritt die Immissionsgrenzwerte. Direkt an der Weststrasse zu wohnen war nicht sonderlich attraktiv. Es lebten hier vor allem Menschen, die sich die Mieten an ruhigeren Strassen nicht leisten konnten. Die 1200 Menschen, die direkt an der Weststrasse wohnten, hatten mehrheitlich keinen Schweizer Pass und verdienten deutlich weniger Geld als der städtische Durchschnitt – gar am wenigsten entlang der ganzen Westtangente.

Die Verdrängung beginnt

Investiert wurde während des vierzigjährigen Westtangente-Provisoriums kaum in die Liegenschaften entlang dieser Transitachse, die mitten durch das Wohnquartier führte. Doch damit war bereits 2006 mit der angekündigten Beruhigung und Umgestaltung der Strasse Schluss: Die Weststrasse verwandelte sich schrittweise von der autobahnähnlichen Westtangente zur heutigen verkehrsberuhigten Quartierstrasse. Mit der Eröffnung der Westumfahrung 2009 wird der Verkehr umgeleitet und die Weststrasse ab 2010 saniert. 2012 wird die Weststrasse als Quartierstrasse mit Tempo 30, einspurig und mit breiten Gehsteigen «neu eröffnet». Aber nicht nur die Strasse, auch viele Häuser, die zuvor kaum gepflegt wurden, werden nun saniert oder abgerissen und neu gebaut. Wenn noch 2004 der Besitz einer Liegenschaft an der Weststrasse als Problem galt, zeigen die Grundbesitzer*innen seit einigen Jahren ihren neugewonnenen Optimismus durch ausgebauten Dachstockwerke, Luxussanierung, Ersatzneubauten und sogar den Bau eines Hochhauses. Bereits 2011 wurde jeder zweiten Mieter*in gekündigt.

Neue Weststrasse?

Fünf Jahre nach der «Neueröffnung» der Weststrasse ist klar: Die meisten

Anwohner*innen, denen die Studierenden begegnen, sind hier erst seit wenigen Jahren wohnhaft – viele von ihnen führen das Gespräch auf Englisch. Einige wissen nicht einmal, dass ihr Wohnquartier bis vor kurzem als Verbindungsstück zweier Autobahnen diente. Das erstaunt nicht, denn wenn wir heute durch die Weststrasse flanieren, erinnert kaum etwas an die Transitachse von damals. Die Weststrasse ist heute vor allem Teil eines ruhigen, innerstädtischen Wohnquartiers mit Cafés, Bars und kleinen Läden. Ebenfalls prägend sind die Apartmenthäuser für Kurzzeitmieten, ideal für Expats. Momentan werden möblierte Wohnungen an der Weststrasse, die 60 bis 135 Quadratmeter gross sind, ab 169, bzw. ab 690 Franken pro Nacht angeboten. Auch Zahlen des städtischen Amt für Statistik weisen darauf hin, dass es an der Weststrasse zu einem deutlichen Anstieg an Apartmentwohnungen gekommen ist und Personen mit Aufenthaltsstatus B am häufigsten zugezogen sind (und auch wieder wegziehen, da Expats typischerweise nur für eine befristete Zeit hier arbeiten). Neuzugänger*innen sind demnach meistens junge, gutverdienende Angestellte in der Privatwirtschaft. Ihre Kinder besuchen bevorzugt Privatschulen. Ein anderes, typisches Bild der Weststrasse hat sich jedoch kaum verändert: Die Synagoge der jüdisch-orthodoxen

Glaubensgemeinschaft Agudas Achim und mit ihr viele Bewohner*innen im Quartier, für die die Fussdistanz zur Synagoge – speziell am Sabbat – ein zentraler Grund für eine Wohnung im Quartier ist.

Weniger Leben, andere Nachbarschaft

Einige der langjährigen Anwohner*innen und Gewerbetreibenden kommen in dieser Zeitung zu Wort. Sie sprechen oft anders über ihr Quartier als die neuer Zugezogenen. Sie schätzen zwar die beruhigte Strasse, viele vermissen aber das frühere Leben im Quartier, wo die Menschen tagsüber unterwegs waren und ihre Nachbar*innen angetroffen haben. Vielen ist es zu ruhig geworden. Einige Gewerbetreibende wünschen sich etwas mehr Autoverkehr zurück, andere ihre Nachbar*innen, denen sie gemäss den Interviews deutlich häufiger und auch tagsüber im Quartier begegnet seien. Viele ihrer früheren Nachbar*innen mussten wegziehen, weil ihr Mietvertrag gekündigt wurde und sie nichts neues im Quartier finden konnten, da sie sich die steigenden Mieten nicht leisten können. Das steht in starkem Kontrast zu einer Befragung vor zehn Jahren, als der am häufigsten genannte Grund für die Wohnortwahl an der Weststrasse der tiefe Mietzins war. Besonders häufig

sind über die letzten zehn Jahre Personen aus den Balkanländern weggezogen. Die grosse Mehrheit der einstigen Quartierbevölkerung ist nicht mehr anzutreffen. Viele von ihnen, die Lärm und Abgase meist jahrelang erdulden mussten, leben heute am Stadtrand oder ausserhalb der Stadt Zürich. Altstetten, Oerlikon oder Schlieren sind Orte, die in den Gesprächen häufig genannt werden. Das bedeutet für diese verdrängten Menschen, dass sie sich ihren Alltag neu organisieren müssen und viele alte Kontakte verloren gehen. Diese Stimmen der Verdrängten fehlen in dieser Zeitung. Sie bilden eine schweigende Lücke, die wir mit unserer Momentaufnahme der Weststrasse 2017 nicht zum Sprechen bringen konnten. Eine Lücke, die leider typisch ist für die Gentrifizierungsforschung mit ihrem Blick auf Quartiere, in denen die Verdrängung bereits begonnen hat und mit den Verdrängten folglich nicht mehr gesprochen werden kann.

Die Stadt schaut zu

Ziemlich schweigend zu diesem Thema verhält sich auch die städtische Regierung. Dem zu erwartenden Aufwertungsprozess begegnet sie im Vorfeld lediglich mit zwei Interventionen. 2006 lädt sie die Grundeigentümer*innen für einen «Austausch über ihre Absichten» ein. Als die

massive Verdrängung der bisherigen Mieter*innen offensichtlich wird, bittet die Stadtentwicklung Zürich die Hauseigentümer*innen 2011 in einem Brief um eine «möglichst sozialverträgliche Gestaltung der Kündigung». Felicitas Huggenberger vom Mieterinnen- und Mieterverband Zürich erklärt in einem Fernsehinterview, dass obwohl die Stadt Zürich von einer solchen Kündigungswelle ausgegangen sei, nichts unternommen habe. Statt des erwähnten Briefs hätte sie den Grundeigentümer*innen klar aufzeigen sollen, wie Sanierungen auch ohne Kündigungen hätten vorgenommen werden können. Die damalige Direktorin der Stadtentwicklung Zürich Brigit Wehrli-Schindler meint dazu, dass die Stadt keine Möglichkeiten hätte, um direkten Einfluss auf die Eigentümer*innen der Liegenschaften an der Weststrasse zu nehmen. Am Beispiel der Veränderung der Langstrasse wird allerdings deutlich, dass die städtische Regierung sehr wohl Möglichkeiten hat, in den Aufwertungsprozess einzugreifen – nur hat sie auch da mit dem Programm «Langstrasse Plus» oder der «sip züri» vor allem die Aufwertung gefördert, ohne diese sozialverträglich zu gestalten. Regierungen prägen die Gentrifizierung durch verschiedene (Nicht)Entscheidungen mit, wie auch der Beitrag über Basel in dieser Zeitung zeigt. An der Weststrasse hat

die Stadt Zürich weder die durch die Verkehrsberuhigung massgeblich geförderte Gewinnabschöpfung durch Private reguliert, noch von Paragraphen des Raumplanungsrecht Gebrauch gemacht, oder Liegenschaften gekauft. Heute zeichnen die Beiträge der Studierenden in dieser Zeitung, zusammen mit den zur Verfügung stehenden Zahlen der Stadt Zürich, ein deutliches Bild der Aufwertung: Das steuerbare Einkommen ist sowohl bei Einzelpersonen, Verheirateten und Alleinerziehenden von 2007 bis 2015 stetig angestiegen.

Die Weststrasse als Beispiel einer Gentrifizierung

In der Stadtforschung werden solche Transformationsprozesse, wie wir ihn an der Weststrasse beobachten, seit den 1960er Jahren beschrieben. Unter dem Begriff der Gentrification (auf Deutsch: Gentrifizierung) sind heute zahllose Beispiele von Aufwertungsprozessen rund um den Globus dokumentiert. Oft geht dem Aufwertungsprozess ein Abwertungsprozess voraus, wie es an der Weststrasse beispielsweise durch ausbleibende Investitionen der Liegenschaftsbesitzer*innen über Jahrzehnte hinweg

der Fall war. Erst die angekündigte Verkehrsberuhigung und Umgestaltung machte die Weststrasse wieder attraktiv für Investitionen in die Häuser, aber auch für die Eröffnung neuer Geschäfte. Solche Umwertungsprozesse laufen zwar unterschiedlich ab, führen aber immer zur Verdrängung ärmerer Bevölkerungsteile. Klar ist heute, dass an solchen Aufwertungsprozessen sowohl Gewinnabsichten durch Immobilienspekulation beteiligt sind, aber auch die städtische Politik und die Lebensstile der städtischen Mittel- und Oberschichten. Deutlich wird damit auch, dass Gentrifizierung kein unausweichlicher, beinahe schon natürlicher Transformationsprozess innerstädtischer Quartiere ist, sondern aktiv hergestellt und gefördert wird – und somit auch entscheidend beeinflussbar ist.

Siehe: Hongler, Hanspeter und Sylvie Kobi (2008): «Menschen, die draussen etwas trinken und grillieren.» Ergebnisse der Befragung von Anwohnerinnen und Anwohnern sowie Gewerbetreibenden an der Weststrasse. In *Weststrasse im Wandel. Zwei Untersuchungen zum Leben an der Weststrasse – eine Befragung und eine fotografische Erkundung*, herausgegeben von Stadt Zürich, ZHdK und ZHAW, Seiten 25-31.

²Sendung Schweiz Aktuell des Schweizer Fernsehen, 9.2.2011, online abrufbar unter http://www.srf.ch/player/tv/schweiz-aktuell/video/weststrasse?id=7_a960266-9_5_5_8-460f-882f-db7c572aa28e



IM BETON- UND SCHATTENVIERTEL

**Von Andrin Eisenring,
Laura Ferreira dos Santos,
Tim Kappeler,
Leandra Krummenacher,
Alisa Labrenz, Oliver Schweizer,
Sarah Stähle, Elisa Studer,
Okan Tan**



Adidas präsentiert seine neuen Produkte im Café «Salon». Das Café hat einige Tische auf dem breiten Gehweg aufgestellt, die an diesem sonnigen Tag alle belegt sind. Nur wenige der Gäste beachten jedoch den Markenartikelverkäufer; und trinken stattdessen ihren Kaffee mit Milchschaum, lesen eine Zeitung oder geniessen zusammen mit Freund*innen ein «Petit Déjeuner», die Hausspezialität. Wir sitzen an diesem ersten frühlingshaften Wochenende im März gegenüber des Café einer Holzskulptur, die auf einem schmalen Grünstreifen steht – einer der wenigen öffentlichen Plätze hier an der Weststrasse. Das trendige Café befindet sich im Erdgeschoss des «Hohen Haus West», das einzige Hochhaus an der Weststrasse. Es überragt alle anderen Gebäude und wirkt – noch – wie ein Fremdkörper in der Strasse. Die Besucher*innen des Cafés sind grösstenteils junge Pärchen und Familien. Ihre Fahrräder und Kinderwagen sind rund um

das Café abgestellt. Zwei der Familien, die gerade dabei sind das Café zu verlassen, unterhalten sich darüber, hier in der Gegend nach einer neuen Wohnung zu suchen – wenn möglich, einer Eigentumswohnung. Ihr neugieriger Blick richtet sich auf die Bautafel der angrenzenden Grossbaustelle. Hier entstehen zur Zeit neue Wohnungen mit hohem Ausbaustandard. Die Investorinnen Strabag und die Zürcher Kantonalbank wünschen sich «urbane und trendige Mieter».

Städtisches Wohnen mit Autobahnanschluss

Die Weststrasse ist auf dieser Höhe von zwei lauten Strassen eingeklemmt. Trotzdem ist es eher ruhig. Nur bei genauem Hinhören kann man das Rauschen der stark befahrenen Manessestrasse hören. Rund um den kleinen parkähnlichen Streifen, auf dem wir stehen, sind auffällig viele Autos der gehobenen Klasse parkiert. Wir sprechen einen Vierzigjährigen an, der hier seinen Hund ausführt. Der amerikanische Familienvater wohnt seit drei Jahren im Hochhaus. «Die Weststrasse ist ein sehr schönes und angenehmes Wohnquartier. Es ist ein perfekter Ort: Toplage mitten in der Stadt und einen direkten Anschluss an die Autobahn.» Von der Gentrifizierung hätten hier, so ist er überzeugt, alle profitiert, sogar die Stadt durch die höheren Steuereinnah-

men. Einzig die Schulen im Quartier bemängelt er. «Die Schulen entsprechen leider nicht dem gewünschten Niveau, weil die Kinder nicht mit denselben Vorschulkenntnissen starten. Wir und andere Eltern schicken deshalb unsere Kinder in Privatschulen.»

Ruhig und mittendrin

Auf die Frage, was sich an der Weststrasse verändert hat, erzählt die Besitzerin eines nahen Kosmetikstudios, dass das Quartier sehr viel ruhiger geworden sei. «Vor der Verkehrsberuhigung hat man die Vibration der vorbeifahrenden Lastwagen gut gespürt.» Wie sie wählten die meisten alteingesessenen Gewerbebesitzer*innen ihren Standort damals nicht so sehr wegen der Lage, sondern wegen der günstigen Miete. Die Kosmetikerin ist heutzutage sehr zufrieden mit der ruhigen und dennoch vielfältigen Nachbarschaft. Diese Qualitäten der «neuen» Weststrasse schätzt auch die junge Frau, Mitte Zwanzig in Trainerhosen, die gerade ihren Mops spazieren führt. «Ich wohne sehr gerne an der Weststrasse. Es ist ruhig, aber nicht zu ruhig. Den Strassenraum finde ich sehr angenehm, man sieht immer Menschen verschiedener Altersgruppen und Nationalitäten. Es ist immer was los, aber nicht so unangenehm, wie wenn man direkt an der Langstrasse wohnen würde.» Dennoch ist es einigen Gewerbetreibenden beinahe zu ruhig in

der Strasse. So merkt die Kosmetikerin zum Schluss unseres Gesprächs an, dass sie sich erhoffe, dass all die neuen Bauprojekte nicht nur Wohnraum schaffen, sondern auch mehr Geschäfte mit sich brächten. «Das würde das Quartier wieder lebendiger machen.» Sie wünscht sich vor allem mehr Kundenparkplätze, sowie mehr Cafés, Restaurants und mehr Möglichkeiten, draussen zu sitzen während einer Zigarettenpause.

Mehr Grünflächen gewünscht

Der Wunsch nach mehr Cafés, offenen Plätzen und Treffpunktmöglichkeiten äussern so gut wie alle Befragten. Wir sprechen eine etwa Dreissigjährige an, die gerade ihren Espresso trinkt. Sie sagt, dass sie sich eigentlich sehr wohl fühle im Quartier. «In meiner Freizeit bin ich regelmässig hier. Ich kenne die Gegend aber noch nicht sehr lange, vor der Verkehrsberuhigung war ich nie an der Weststrasse.» Das einzige was sie vermisse, sei eine Grünfläche und die Möglichkeit, die Sonne zu geniessen. «Momentan gleicht die Weststrasse eher einem schattigen Betonviertel.» Ein Anwohner sieht die Verantwortung für diesen Zustand bei der Stadt Zürich und schlägt vor, mehr hohe, dafür weniger breite Gebäude zu bewilligen um dadurch mehr Freiraum zu gewinnen. «Es brauch an der Weststrasse Orte, an denen sich die Menschen treffen können, soziale Treffpunkte, wo man ein-

fach nur abhängen kann. Momentan ist es einfach zu dicht, zu eng.»

Von Strassenlärm zu Baulärm

Die Weststrasse hat sich in fünf Jahren zu einer ruhigen Quartierstrasse gemauert. Anstatt Autolärm hört man diese Tage vor allem Baulärm – ein unüberhörbares Zeichen der laufenden Umgestaltung. «Ich finde es schade, dass diese Bautätigkeit zu ansteigenden Mietpreisen führt», sagt uns die Kosmetikstudiobesitzerin. «Als langjährige Mieterin betrifft mich der Mietanstieg noch nicht, aber die Nachbarschaft wechselt rasch.» Der Zu- und Abgang der Anwohner*innen sei für viele Geschäfte, die wie ihres auf eine Stammkundschaft zählen, kein Problem. Für andere, wie der langjährige Anwohner Mitte dreissig, den wir am Eingang seines Wohnhauses antreffen, sind diese Veränderungen allerdings schwierig. Er habe seit der «Schliessung der Autobahn» bereits viele seiner alten Nachbar*innen verloren. «Jedes Jahr sind Nachbarn weggezogen und Neue dazugekommen. Viele werden rausgeschmissen, einfach vor die Tür gesetzt.» Auch andere Anwohner*innen sind sich durchaus bewusst, dass die laufende Aufwertung der Weststrasse nicht nur positive Seiten hat. Eine junge Frau Anfang Zwanzig erzählt vom raschen Wandel, den sie beobachtet hat. «Ich wohne erst seit einem Jahr an der West-

strasse. In dieser kurzen Zeit sind hier reihenweise Häuser saniert worden.» Aufgefrischte Fassaden, aber auch komplett neue Gebäude seien entstanden. Auch ihr Haus sei totalsaniert worden. «Eine Freundin von mir hat davor in unserer Wohnung gewohnt. Mit der Mieterhöhung nach der Renovation hat sie sich aber entschieden, etwas Billigeres zu suchen. Davon konnten mein Freund und ich profitieren.» Andere brauchen deutlichere Worte. «Ja man sieht doch, was für Veränderungen wegen des Kapitalismus stattgefunden haben!» Der langjähriger Besitzer einer Eigentumswohnung im Quartier ist überzeugt, dass die Stadt Zürich hier ihre Verantwortung nicht wahrgenommen hat. «Eine Mehrwertabschöpfung der Stadt hat nicht stattgefunden, obwohl genügend Zeit dafür gewesen wäre.» Die Umwandlung der Weststrasse habe bereits bei der Ankündigung der neuen Verkehrsführung begonnen – Jahre vor der eigentlichen Schliessung. Ob die Aufwertung nun positiv oder negativ sei, so erklärt er weiter, sei davon abhängig, wer die Grundstücke und Gebäude kaufe und was daraus gemacht würde. Die laufende «Seefeldisierung» der Weststrasse, welche nur «Yuppies» anziehe, sei für ihn keineswegs wünschenswert. «Früher war hier in der Strasse eine Schneiderei; heute verkaufen darin bärtige Typen Kaffeemaschinen für 1500 Franken.»





WESTRASSE WIEDER AUFMACHEN!

**Von Yannick Dvorak, Cyril Egger,
Angelica Eichenberger,
Kay Gürber, Jonas Imfeld,
Nadja Manser, Fabienne Mouret,
Patrick Perämäki**



Kreuzung Gerhard- / Weststrasse. Es ist ziemlich ruhig, was vielleicht auch an der Tageszeit liegt. Es ist ein gewöhnlicher Freitagmorgen, kurz vor elf Uhr, und die ganze Strasse kommt uns fast ausgestorben vor. Von der linken Seite her hört man den entfernten Verkehr, der auf der Birmensdorferstrasse fährt. Die andere Lärmquelle ist die Baustelle direkt gegenüber, wo ein Haus saniert wird. Ansonsten ist die Strasse ausgesprochen still. Man kann sich kaum mehr vorstellen, dass hier einmal eine von Zürichs Hauptverkehrsachsen hindurchging. Uns fällt auf, wie wenig Menschen zu sehen sind. Es fühlt sich an, als sässe man mitten in einem Wohnquartier. Vielleicht würde man mehr Leute am Nachmittag antreffen oder abends, wenn sie mit der Arbeit fertig sind. Unsere Blicke wandern in die Gerhardstrasse, die vom Charakter her ungleich anders wirkt. Man sieht einen kleinen idyllischen Vorgarten, in dem auch Kinderspielzeug steht. Zwar wirkt das dahinterstehende Gebäu-

de ziemlich in die Jahre gekommen, aber es strahlt Charme aus. Eine Frau tritt aus dem Gebäude und steckt sich eine Zigarette an, während ihr Sohn im kleinen Vorgarten herumtollt. An diese Art von Spielen war in der Weststrasse vor der Verkehrsberuhigung wahrscheinlich gar nicht zu denken.

Neue Stille

Die neue Stille ist nicht nur uns aufgefallen. Von den Bewohner*innen und Besucher*innen des Quartiers meist positiv bewertet, könnten die Meinungen dazu bei den Gewerbetreibenden unterschiedlicher nicht sein. «Es gefällt mir viel besser so. Es ist wunderschön ohne die vielen Autos. Schade ist einzig, dass alles aufgehübscht wird und sich viele die Miete nicht mehr leisten können und so verdrängt werden. Aber schöner ist es», sagt die Modedesignerin und Mitbesitzerin eines Designershops an der Birmensdorferstrasse. Sie hat erst vor einigen Jahren das Geschäft hier eröffnet, ist jedoch selbst seit Jahrzehnten im Quartier Wiedikon sesshaft. Sie wünscht sich «eine Vielfalt an kleinen, kreativen Läden im Quartier». Ihr Designergeschäft gehört zu den wenigen kleinen Läden, die hier neu eröffnet haben. Auch die Zahl der Bars habe zugenommen, wie man im Restaurant zu erzählen weiss. Es komme Gastronomie hinzu, welche veganes oder

nicht alltägliches Essen anbietet – für die neuen Leute, die Yuppies, so sagen sie. «Früher wohnten mehr Ausländer im Quartier, die kamen aber kaum in unser normalbürgerliches Restaurant.» Eine Kundin in einem Coiffeuresgeschäft, ebenfalls an der Birmensdorferstrasse, hat die starke Entwicklung des Gastronomiegewerbes und neuer Läden auch bemerkt. Sie wohnt in der Nähe: «Der Kreis 3 wird hipp. Früher war es hier stinkig ohne Ende. Die Weststrasse war eigentlich eine Grenze, die das Quartier in zwei Teile trennte: Wohngebiete und der «Chreis Cheib». Das hat sich verändert seit der Verkehrsberuhigung. Wenn der Vermieter mitmacht, möchte ich schon hier bleiben. Aber wenn alle renovieren und die Preise erhöhen, dann machen das die anderen auch... Diese Mietpreissteigerung trifft aber auch die neuen, hippen Läden und einige von denen werden daran kaputt gehen.» Der Friseur ergänzt dazu: «Es gibt viele neue Büros im Quartier und die Leute, die da arbeiten, kommen manchmal über Mittag vorbei. Von dem her kann man schon sagen, dass wir auch ein paar neue Kundinnen durch diese Entwicklung gewonnen haben. Das ist zwar positiv, aber der Quartiercharakter... Das ist nicht mehr Zürich! Früher war die Weststrasse eine der billigsten Strassen überhaupt. Da waren 900 Franken im Monat für eine Wohnung noch

teuer. Heute ist alles unter 3200 Franken billig. Die höheren Mieten ziehen auch die entsprechenden Leute an. Die bringen kein Leben, keine Kreativität ins Quartier. Ich würde mir mehr Durchmischung der Bevölkerung wünschen. Das sollte auch gefördert werden von den Eigentümern. So könnte man auch denken.»

Zurück zum Auto

In einem anderen Coiffeurgeschäft der gleichen Strasse hält sich die Begeisterung über die laufenden Veränderungen an der Weststrasse auch in Grenzen. «Es ist schlicht zu ruhig. Ich vermisse die Zeit, als man sich über die Strasse hinweg «Hallo» zugerufen hat», erzählt der Besitzer. «Früher war es besser für mich. Ich hatte zehn bis zwanzig neue Kunden pro Monat. Heute gibt es viel weniger Passanten. Ich habe noch genügend Kunden von früher, aber es gibt wenig neue Kunden. Weniger Verkehr ist schon schön, aber für mich ist es schlechter. Andere Geschäfte sind aber sehr zufrieden, da sie neue Kundschaft dazu gewonnen haben.» Mit einer Prise Ironie wünscht er sich, dass die Weststrasse wieder, wie früher, für den Durchgangsverkehr geöffnet werden soll. «Ab Samstagmittag hört man keinen Mucks mehr.» Ernster mit der Wiederbelebung der Weststrasse als Transitachse ist es zwei noch län-

ger anwesenden Gewerbetreibenden. Die Besitzerin eines Antiquariats, das sie seit 39 Jahren an der Weststrasse führt, meint: «Der Verkehr war positiv für uns. Er brachte zwar Lärm, Staub und Dreck, aber auch Kundschaft. Durch die Verkehrsberuhigung haben wir viele Kunden verloren.» Für die Zukunft wünscht sie sich, dass die Weststrasse wieder den Autos gehört: «Das Problem ist einfach, dass sie die Strasse zugemacht haben.» Der Inhaber eines Modelleisenbahngeschäfts pflichtet ihr bei. Er wünscht sich, dass nicht alle Parkplätze entfernt werden und nicht überall nur noch Einbahnverkehr herrscht: «Es kommen halt nicht alle Kunden mit dem ÖV.»

Wunsch nach mehr Leben

Dass man sich weniger trifft als früher, erzählten uns auch mehrere Anwohner*innen. Früher habe man die Nachbar*innen noch zum Essen eingeladen, heute sei der einzige Kontakt häufig bloss ein Winken über die Strasse. Seit der Verkehrsberuhigung gäbe es auch immer weniger Menschen, die länger in einer Wohnung bleiben. Die Mieter*innen ziehen offenbar oft nach wenigen Monaten wieder aus. Einzig einige an der Weststrasse wohnhafte Eltern sagen, dass sie vor allem zu Nachbar*innen regen Kontakt pflegen, welche ebenfalls Kinder haben. Die meisten der ange-

troffenen Passant*innen verkehren erst seit Kurzem an der Weststrasse und wissen oft nicht viel über die Situation, welche noch vor wenigen Jahren hier geherrscht hat. Trotzdem sind sie der Meinung, dass die Verkehrsberuhigung eine gute Sache ist. Sie empfinden das Quartier als sehr ruhig und optimal für städtisches Wohnen. Diese Erfahrungen stützen unsere Beobachtungen im Quartier. Neubauten werden ohne die Möglichkeit gebaut, im Erdgeschoss einen Laden zu eröffnen. Auch die grosse Mehrheit der interviewten Passant*innen wünscht sich ein belebteres Quartier, am besten anhand gemütlicher Strassencafés oder Restaurants. Sie nutzen jedoch das bestehende Angebot bereits rege «für den ruhigeren Ausgang», wie es einer von ihnen beschreibt. Für «mehr Action» zieht es ihn allerdings an die nahe gelegene Langstrasse.

PLATZ FÜR ALLE?

Von Lisa Di Lena, Cynthia Gili,
Oliver Hänni, Silvio Koch,
Eva Müller, Maurice Portmann,
Claire Premzic, Oliver Walter



Biegt man von der Birmensdorferstrasse in die Weststrasse ein, erblickt man einen unscheinbar wirkenden Strassenraum. Eine Passantin bewegt sich mitten auf der unbefahrenen Quartierstrasse, ab und zu kreuzen Kinder die Fahrbahn ohne gross nach Links und Rechts zu schauen – undenkbar bis vor einigen Jahren. Ausser für Anwohner*innen und Zubringer*innen ist die Durchfahrt mit dem Auto durch Poller versperrt. Die Weststrasse ist hier eine Sackgasse. Abgesehen von den Stosszeiten ist die Strasse auffällig ruhig, wirkt neu und unbelebt – beinahe steril. Die Bäume sind frisch gepflanzt, die Hausfassaden neu gestrichen, die Balkone gepflegt und der Asphalt wirkt glatt.

Junge Kreative und exklusive Designerläden

Grosse Fensterfronten kennzeichnen hier die Erdgeschosse. Dahinter arbeiten junge Leute an langen Tischen in einem Grossraumbüro.

Während den Pausen nutzen sie den Gehsteig vor dem Büro als Pausenort. Dabei dient ihnen der Überrest eines kürzlich gefälltten Baums als originelles Tischchen für den Kaffee. Aus einem unwirtlichen Baumstumpf entsteht ein improvisierter Raum zum Verweilen. Dass dies vor ein paar Jahren unvorstellbar gewesen wäre, wird den drei jungen rauchenden Männern erst in dem Moment richtig bewusst, als wir sie darauf ansprechen. Auf der Strassenseite gegenüber blickt man in ein puristisch eingerichtetes nordisches Designermöbelgeschäft. Der Laden hat, wie die anderen Geschäfte hier, erst vor Kurzem eröffnet und die neue Tempo-30-Zone sei durchaus mit ein Grund für ihre Standortwahl gewesen. Die Ladenbetreiberin findet das Quartier «sensationell». «Es herrscht eine sehr gute Stimmung. Viele Leute sind hier auch in der Freizeit unterwegs.» Obwohl die Kundschaft altersmässig sehr durchmischt scheint, schränkt das Preissegment der Läden die Kundschaft ein. «Zu uns kommen vor allem Designinteressierte» bestätigt ein Mitarbeiter. Die Miete schätzt die Ladenbetreiberin als angemessen ein. Sie steige zwar, bislang allerdings in einem erträglichen Rahmen. Eine weitere Zunahme würden jedoch einige der neuen Lokale nicht verkraften. «Wenn die Miete nochmals steigen würde, dann hätte ich ein Problem», erklärt die Inhaberin

eines Retro-Shops. Die Erwartungen der Gewerbetreibenden an das aufstrebende «Trendquartier» sind gross. Sie hoffen, dass die vielen Fahrradfahrer*innen, die auf der Weststrasse unterwegs sind, bald zu ihrer regelmässigen Kundschaft gehören werden.

Durchmischte Wohnstrasse

Gegen die Zweierstrasse hin schliessen vorwiegend Wohnbauten an, die mit dem klassischen Bild der Blockrandbebauung im restlichen Quartier brechen. Ins Auge sticht links ein heller Neubau, welcher sich durch seine mediterran wirkende Kalksteinfassade von der Umgebung unterscheidet. Vor der Eingangstüre treffen wir einen Mann mittleren Alters. Er wohnt seit drei Jahren in diesem Neubau, der vorwiegend von Personen jüdisch-orthodoxen Glaubens bewohnt wird. «Vorher wohnte ich am Stadtrand in Oerlikon. Ich bin hierher gezogen, weil ich hier Kontakte habe und näher bei der Synagoge und der jüdischen Kommune sein wollte.» Das Quartier beschreibt er als lebhaft, multikulturell, sauber und aufgeräumt. Das soziale Umfeld ist für ihn sehr wichtig. «Meine Nachbarn kenne ich mehrheitlich. Bei manchen nur die Gesichter – mit anderen, die ich besser kenne, halte ich ab und zu ein Schwätzchen.» Die Mietpreise findet er angemessen, Leistung und

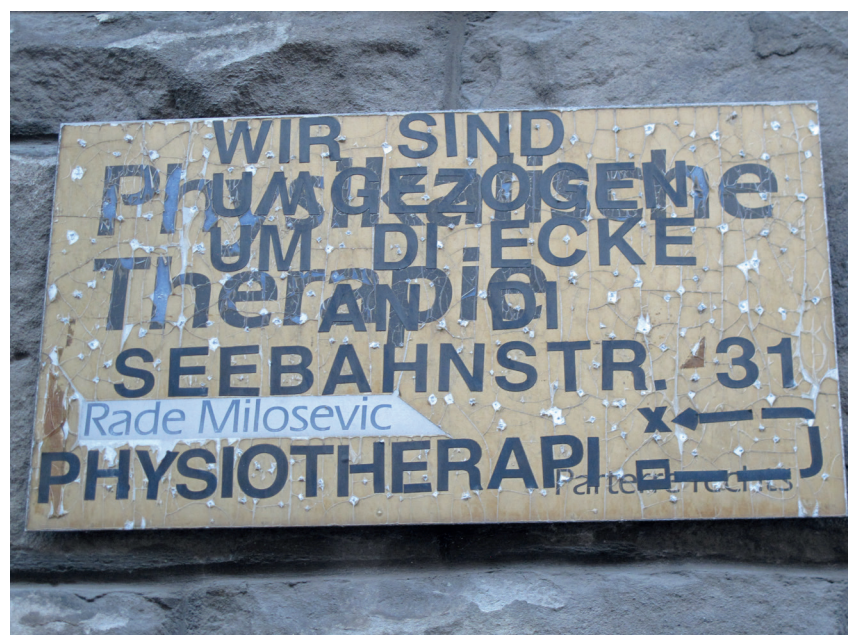
Preis stimme überein. Änderungswünsche hat er keine, da er bewusst hierhergezogen ist. «Ich finde hier alles, was ich brauche.» Gegenüber des Neubaus steht ein grauer Wohnblock aus den 1990er Jahren. Im Treppenhaus treffen wir eine junge Frau an, die gerade mit einigen Einkaufstüten nach Hause kommt. «Ich zog hierher nach dem Studium. Nach einigen Jahren in Wohngemeinschaften ist diese 2-Zimmer-Wohnung der perfekte Ort; um mich niederzulassen.» Die kleine Wohnung sei zwar sehr teuer, doch achselzuckend meint sie: «Das ist Zürich». Wenn ihre Eltern sie besuchen, seien sie sehr beeindruckt, was aus der Weststrasse geworden ist. «Als meine Eltern jünger waren, wohnten sie auch in Zürich. Sie erinnern sich noch an die Weststrasse als ziemlich billige und schmutzige Strasse.» Wünschen würde sie sich heute mehr Leben auf der Strasse – zum Beispiel ein nettes Café in einem Innenhof. Darüber wohnen möchte sie trotzdem nicht, weil es wohl zu laut wäre.

Schlafstrasse

Gleich nebenan treffen wir auf den Besitzer eines Keramikateliers. Der etwa fünfzigjährige Mann wohnt schon seit über 25 Jahren hier und ist mittlerweile Mitbesitzer des Hauses. «An die Weststrasse zog ich wegen des zentralen und doch sehr günsti-

gen Wohnraumes.» Die Strasse habe sich aber in den letzten fünf Jahren merklich verändert. «Man sieht heute weniger Ausländer. Die neuen Wohnungen wurden für diese Leute, die ich früher regelmässig auf der Strasse angetroffen hatte, unbezahlbar.» Die Mieten seien zu teuer. Die Leute ziehen weg und es kommen mehr gut verdienende Personen ins Quartier. Dieser Mieter*innenwechsel führe zu einer neuen Leere auf der Strasse. «Früher war die Weststrasse nicht nur durch den Verkehr belebt, sondern auch durch die Anwohner.» Obwohl das Quartier generell lebhaft

sei, beschreibt er seine Umgebung als «Schlafstrasse». «Die Leute kommen abends vom Arbeiten nach Hause und verschwinden sofort in ihre Wohnungen um Frühmorgens wieder aus dem Haus zu gehen – die teuren Wohnungen müssen ja erarbeitet werden.»







BALD RUHIGER ALS AUF DEM FRIEDHOF

Von Timothy Allen, Alcide Bähler, Annika Bühler, Julia Fehr, Noël Frozza, Sascha Gsell, Rebekka Hofmann, Caroline Lütjens, Julian Meier



Tempo-30-Schilder und Trottoirüberfahrten prägen den neuen Charakter der einstigen Transitachse. Die Stadt Zürich hat mit ihrem üblichen Repertoire – breitere Trottoirs, Fahrbahn begleitende Bäume und dazwischen Parkplätze – den neuen öffentlichen Raum an der Weststrasse zurückhaltend gestaltet. Die neu geschaffene Lebensqualität in der jetzigen Quartierstrasse hat aber auch ihre Schattenseiten. Die zahlreichen Luxussanierungen zeigen: die Mieten steigen. Viele, die an der lauten Strasse zu günstigem Mietzins gelebt haben, können nun die Ruhe nicht geniessen. «Verhindern kann man das jedoch nicht und es wäre zynisch, günstige Mieten auf Kosten von Lärm und Gestank zu erhalten», meint dazu die Architekturzeitschrift Hochparterre. Bei einem Spaziergang entlang der Weststrasse erzählen uns eine langjährige Anwohnerin, ein Geschäftsführer eines Vintage-Möbelgeschäfts, ein Barbetreiber und ein Restaurantbesitzer, wie sie den Wandel im Quartier erleben.

Alles ist anders

Seit der Verkehrsberuhigung hat sich das Quartier stark verändert. «Alles ist anders», erklärt die 50 jährige Frau Rossi. «Vorher wollte niemand hier wohnen, jetzt wollen alle hier sein.» Frau Rossi wohnt schon viele Jahre an der Weststrasse und hat den Umbruch miterlebt. Die Wohnung, die schon lange im Besitz ihrer Familie ist, hat sie vor zwölf Jahren selber übernommen. Der Veränderung steht sie sehr positiv gegenüber. An ihrem Haus wurden nach der Verkehrsberuhigung Sanierungen durchgeführt, die Fassade wurde vom Russ befreit, Fenster und Türen ersetzt. Ruhiger sei es geworden. Man könne endlich mit offenem Fenster schlafen und gemütlich aus dem Haus gehen, ohne den Gestank von Abgasen in der Nase zu spüren. «Es gefällt mir alles sehr gut, es ist extrem schön, wie das Quartier nun bewohnbar ist», erklärt sie zufrieden. Sie wohnt gerne an der Weststrasse und ist fast ausschliesslich in diesem Quartier unterwegs. Es habe alles, was es brauche und die Stimmung sei gut. Für sie persönlich hatte die Veränderung keine negativen Folgen. Für die Zukunft wünscht sich Frau Rossi, dass alles so bleibt, wie es ist.

Von Secondhand zu Vintage-Chic

In einem Innenhof gleich um die

Ecke befindet sich seit sechzehn Jahren ein Möbelgeschäft. «Von den Veränderungen der Verkehrsberuhigung ist im Hof selber wenig zu spüren», erzählt der Geschäftsführer. «Der Hinterhof ist immer noch ein ruhiger Ort, aber es kommen jetzt neue Kunden ins Geschäft.» Früher bestand das Business vor allem aus dem Handel mit Secondhand-Möbeln. Die direkte Nachbarschaft von damals habe aber nicht zur Kundschaft gezählt. Mit dem Vintage-Hype der letzten Jahre veränderte sich auch das Angebot im Laden. Anstelle von restaurierten Wohnaccessoires sind jetzt unverfälschte Relikte – wenn möglich mit Original-Verschleiss Spuren – gefragt. «Die neuen Anwohnerinnen sind ebenfalls an diesen Möbeln interessiert und können sich das auch leisten.» Da das Geschäft etwas versteckt im Innenhof liegt, sei aber auch weiterhin die Stammkundschaft vom Zürichberg zentral.

Molekulardrinks sollen's richten

«Ich hörte, die Weststrasse sei der neue place to be!» begründet der Barbetreiber, gegenüber dem Möbelgeschäft seine Standortwahl direkt an der Weststrasse. Im Mai feiert er zusammen mit seiner Frau das einjährige Jubiläum ihrer Bar. Das Quartier habe durch die Verkehrsberuhigung grosses Potential und der Standort für

eine Bar sei ideal. Als wir das Lokal an einem sonnigen Samstagmorgen besuchen, ist nicht viel los. Gebruncht wird eher um die Ecke beim Café «Zum Guten Glück». Die Barbetreiber*innen beschreiben die Atmosphäre im Quartier als sehr ruhig. Darum setzen sie auf das Wochenende, wenn jeweils abends die Strasse in Bewegung komme und sich die Bar fülle. Sie hoffen, mit den neu angebotenen Molekular Drinks eine Nische gefunden zu haben, welche Frau und Herr Zürcher anlocke und so ihre teure Miete erschwinglich macht.

Verlust von Kunden und Freunden

Einige Schritte weiter stehen wir vor einem italienischen Restaurant, das seit achtzehn Jahren existiert. Das Gebäude scheint wie ein Relikt aus einer Zeit, als die Weststrasse noch laut und lebendig war. Zwar ist das Haus bisher von Sanierung und damit verbundener Mieterhöhung verschont geblieben, trotzdem hat sich das Geschäft und die Atmosphäre der Weststrasse für den langjährigen Besitzer und Anwohner nicht zum Guten gewendet: «Restaurants, Läden, Cafés und Menschen wurden verdrängt. Ich habe viele Kunden verloren, vor allem diejenigen aus der Nachbarschaft, und dadurch auch den Kontakt zu den Leuten hier.» Und tatsächlich, rund

um das alte Haus finden sich fast ausschliesslich sanierte und aufgestockte Wohngebäude. Das wenige Gewerbe, das im Erdgeschoss Platz findet, wechselt ständig die Besitzer*in, wie etwa das kleine, gegenüberliegende Lokal – ganz dem Trend entsprechend auf saisonal und regional ausgerichtete Küche – das nach knapp zwei Jahren Mitte April schliessen musste. Es gibt zu wenig Kunden*innen, zu wenig Fussgänger*innen, zu wenig Parkplätze. «Früher war viel mehr los», erzählt der Restaurantbetreiber betrübt. «Morgens zum Kaffee und abends zum Feierabendbier hat sich die Nachbarschaft hier getroffen. Man hat sich gekannt und ausgetauscht.» Nicht nur der Verkehr wurde mit dem Wandel ruhiger, sondern auch das Leben. Er fügt an: «Auf dem Friedhof gibt es mehr Leute als hier!»

Abnehmende Diversität

Mit dem Wandel hat sich auch die potentielle Kundschaft verändert und das Leben hat sich von der Strasse in die eigenen vier Wände zurückgezogen. Die Leute auf der Strasse passieren die Weststrasse lediglich auf dem Weg zur Arbeit. Die «neue» Weststrasse ist eben nicht die versprochene Flaniermeile, dafür ist an der nahe gelegenen Kalkbreite gesorgt. Zwar hat die Weststrasse durch die Verkehrsberuhigung an Wohnqualität gewonnen, aber

gleichzeitig hat sie ihren spezifischen Charakter verloren. Laut und lebendig ist sie nicht mehr. Die ehemals belebte Strasse mit vielen Bars und Kiosken, welche vom Transitverkehr lebten und das Quartier prägten, mussten in den letzten Jahren schliessen. Die Bevölkerung hat sich stark verändert. Früher geprägt von Studierenden, Migrant*innen und jüdisch Orthodoxen, wohnen heute immer mehr Kleinfamilien, junge Paare und gut verdienende Singles hier. Durch die Umstrukturierung weist das Quartier momentan eine hohe Diversität mit verschiedenen sozialen Schichten auf. Doch diese Diversität reduziert sich laufend, da viele Menschen mit tieferen Einkommen wegziehen.

APARTMENTHOTELS IN SANIERTEN ALTBAUTEN

Von Michael Furrer,
Graziella Gini,
Amelie Nguyen,
Vincent Protic,
Katarina Savic,
Kerstin Spiekermann,
Delia Wymann



Zwei etwa dreissig jährige Männer verlassen das «West End Guesthouse». Ihre Rollkoffer blockieren den Gehsteig, während sie auf ihrem Smartphone nach dem Weg schauen. Ein abbiegendes Auto fährt beim Haus gegenüber auf den Gästeparkplatz im Hinterhof. Dieser gehört zum Sex- und Erotikclub, welcher durch seine roten Vorhänge im Erdgeschoss keinen Einblick gewährt. Die «neue» Weststrasse wirkt auf uns ausgestorben.

Anonyme Strasse

Die Weststrasse hinterlässt bei unseren verschiedenen Besuchen einen leeren und leblosen Eindruck. Die wenigen Cafés sind kaum besucht. Die vorherrschende Stille wird nur durch das Rauschen des Auto- und Zugverkehrs entlang der Seebahnstrasse gestört. Der grösste Teil der Weststrasse ist bereits – oder wird in naher Zukunft – durch spekulative

Investor*innen erneuert und soll so zu einem neuen «hippen» Quartier werden. Besonders auffallend sind die neuen Apartmenthotels wie das «West End», die im Zuge dieser Entwicklung in ehemaligen Wohnhäusern entstanden sind. Zwischen der Stationsstrasse und der Marienstrasse finden sich gleich mehrere solcher Hotels. Apartmenthotels vermitteln Kurzaufenthalte an der Weststrasse. Neuste Technologie ermöglicht es den Gästen ohne menschlichen Kontakt in das Hotel einzuchecken und es ebenso wieder zu verlassen. Eine Kreditkarte genügt. Die Anonymität der Strasse liegt nicht allein am spärlichen Angebot öffentlicher Plätze oder fehlenden Strassencafés, sondern wird durch solche Apartmenthotels verstärkt, die eine anonyme Anwohner*innenschaft beherbergen. Die Hotelgäste sind vorübergehende Aufenthalter*innen und fehlen der Weststrasse als aktive Teilnehmer*innen am Quartierleben. Viele der Gäste arbeiten ausserhalb des Quartiers und es bestehen kaum Möglichkeiten für den sozialen Kontakt zwischen den Gästen und den Quartiersbewohner*innen.

Stammtisch und Rennräder

Neu eröffnete Restaurants, Designerläden oder Tattoostudios beginnen aber auch in diesem Abschnitt das Strassenbild mehr und mehr zu prä-

gen. Im Gesprächen mit Mitarbeiter*innen des ansässigen Gewerbes erzählen die meisten, dass ihre Lokale «sehr frisch» im Quartier sind und erst noch Zeit brauchen um sich bei der Kundschaft zu etablieren. In einem erst seit wenigen Jahren geöffneten Fahrradladen meint der junge Velomechaniker, der gerade an einem Rennrad schraubt, dass die Weststrasse jetzt viel ruhiger und sauberer ist. «Früher war die Strasse sehr schmutzig und dreckig. Jetzt ist das meiste renoviert und wieder sehr schön. Aber Dinge sind zum Teil auch geblieben wie zum Beispiel das Puff.» Ein älterer Kioskbesitzer zählt zu den wenigen angetroffenen Quartiervertretern. Er führt sein Geschäft an der Weststrasse schon seit über zehn Jahren und kennt sich in der Gegend gut aus. «Ich fühle mich eigentlich wohl hier. Es lebt hier halt jeder ein bisschen für sich, aber alle sind sehr anständig und sehr freundlich.» Weniger zufrieden mit den laufenden Veränderungen an der Weststrasse ist eine dreissig jährige Anwohnerin, die im Kiosk gerade Kaugummi kauft. «Überall wo ich hinschaue, gibt es nur noch solche Hipster-Cafés mit ihrer schicken Ausstattung und den übersteuerten Preisen. Das Quartier braucht mehr Durchmischung und nicht nur leere Designerläden.»

Unbekannte Nachbarn

Der Wandel der Weststrasse ist nicht immer auf den ersten Blick sichtbar, sondern spielt sich grösstenteils hinter den Fassaden der Wohnhäuser ab. Wir treffen viele Anwohner*innen, die erst seit Kurzem hergezogen sind. So etwa eine junge Studentin aus Deutschland, die vor einem Jahr mit ihrem Freund zusammen gezogen ist. Im Haus, in dem sie wohnt, kenne sie niemand. «Die Nachbarschaft gestaltet sich im Allgemeinen anonym. Ich würde es eher als Singlehaus mit alleinlebenden Männern beschreiben, als ein familiäres Haus.» Die Nachbar*innen seien «nicht sehr kontaktfreudig» und auch sie selbst halte sich in ihrer Freizeit kaum an der Weststrasse auf. Lieber geht sie auf den Üetliberg. Diese Nähe zur Natur bei gleichzeitig zentraler Wohnlage schätzt sie sehr. Einem anderen Neumieter fällt vor allem der Wegzug von Nachbar*innen auf: «Im Haus gegenüber ist den Mietern gekündigt worden, damit der Vermieter die Wohnung halbieren kann um eine grössere Rendite zu erzielen.» Solche Geschichten zeugen von einer regelrechten Welle an Neuzuzüger*innen, die die alten Bewohner*innen der Weststrasse verdrängt. Grund für den Wegzug sind neben Kündigungen für viele die übersteuerten Preise, welche die frisch renovierten Wohnungen mit dreifach verglasten

Fenstern kosten. Auch für Wohneigentum werden stolze Preise verlangt. Eine Dachwohnung an der Ecke zur Stationsstrasse kostet beispielsweise rund 2,9 Millionen Franken. Die schnellen Wechsel der Anwohner*innen verstärken den unpersönlichen Charakter des Quartiers. So erzählt ein dreissig jähriger Informatikstudent: «Es laufen momentan enorme Sanierungsarbeiten und es entstehen viele Neubauten. Ich selber wohne erst seit drei Jahren im Quartier und bin ebenfalls in ein frisch renoviertes Haus gezogen. Mir fehlt der Kontakt zu anderen Menschen im Quartier. Jeder lebt für sich, man grüsst sich

gelegentlich beim vorbeigehen. Ich wünsche mir mehr Gespräche mit den Nachbarn und nicht nur solche formale Begrüssungen.» Die vermehrt auftretenden Apartmenthotels wirken wie ein Multiplikator für die Anonymität im Quartier. Anstatt weitere Wohnhäuser zu Apartmenthotels zu verwandeln, wären Nutzungen, welche sich nicht nur um Geld drehen wünschenswert für das Quartier.



JAPANISCHE NUDELSUPPE STATT SEX-DVD

Von **András Faludi, Stefan Fierz, Jonathan Hacker, Marcus Meier, Giorgia Mini, Anna Moroni, Nicolas Moser, Silvio Schurtenberger**



Schon nach wenigen Metern ist die Stimmung eine andere. Eben noch beim Lochergut befanden wir uns in hektischem Treiben, Autos von links und rechts, der Lärm allgegenwärtig. Nun, auf dem neu geschaffenen Brupbacherplatz herrscht beinahe unwirkliche Ruhe. Kaum Fussgänger*innen unterwegs, die meisten Ladenlokale sind geschlossen, der naheliegende Spielplatz ist menschenleer. Neubauten und Renovationen sind zwar vereinzelt auszumachen, dennoch stehen hier noch viele alte Gebäude, unsaniert, als hätte sich nichts verändert. Als die Weststrasse für den Durchgangsverkehr gesperrt wurde, erwartete man an der gesamten Strasse einen Wandel zu einem wohnlichen Familien- und Trendquartier. Am Brupbacherplatz ist davon noch nicht viel zu sehen. In verschiedenen Gesprächen versuchen wir, den Prozess zu verstehen.

Wir sprechen einen Mann, mitte vierzig, beim Verlassen eines Hauses an.

Guten Tag, wohnen Sie hier?

Nein, aber meine Mutter wohnt in diesem Haus. Ich selber wohne gleich beim Bahnhof Wiedikon.

Wie lange wohnen Sie schon dort?
Ungefähr 15 Jahre.

Und Ihre Mutter?

Die wohnt schon seit über 30 Jahren an der Weststrasse. Ich bin täglich hier unterwegs.

Inwiefern hat sich die Weststrasse durch die Verkehrsberuhigung verändert?

Früher war das hier eher ein Arbeiterviertel und viele jüdische Orthodoxe wohnten da. Heute sieht man vermehrt Studenten und Alternative. Die Arbeiterschicht zieht weg.

Bemerken Sie eine Aufwertung?

Ja klar. Ich selber habe ein Bauunternehmen und konnte schon einige Renovationen realisieren, vor allem um das andere Ende der Weststrasse.

Bezahlt Ihre Mutter mehr Miete als vor fünf Jahren?

Nein, bis jetzt nicht. Mieten steigen ja bei Sanierungen. Doch ihre Wohnung wurde bereits vor 10 Jahren renoviert.

Am Brupbacherplatz treffen wir einen jungen Mann an und wir kommen ins Gespräch.

Wie lange wohnen Sie schon hier?

Ich wohne seit sieben Jahren in der Gegend um die Weststrasse, hier an dieser Adresse allerdings erst seit drei Jahren – also erst nach der Sanierung.

Allerdings kannte ich das Quartier schon gut, bevor es verkehrsberuhigt wurde.

War die Verkehrsberuhigung für Sie mit ein Grund, hierher zu ziehen?

Die Verkehrsberuhigung hat sicherlich zur Attraktivität beigetragen. Der Hauptgrund war aber, dass ich mehr verdiene und in eine grössere und modernere Wohnung ziehen, aber auf jeden Fall in dieser Gegend bleiben wollte. Dass meine Wohnung unmittelbar an der Weststrasse liegt, ist eher ein Zufall.

Hat sich das Quartier in dieser Zeit verändert?

Wenn man die Geschäfte im Quartier anschaut, dann fällt auf, dass vermehrt Ketten oder teurere Geschäfte Einzug halten. Am anderen Ende der Weststrasse, beim Hochhaus, ist das bereits deutlicher bemerkbar als um den Brupbacherplatz.

Die Gewerbetreibenden scheinen im Gegensatz zu den interviewten Anwohner*innen stärker von Mietzinssteigerungen betroffen zu sein. Wir haben uns in einer Buchhandlung an der Bertastrasse umgehört.

Wie lange führen Sie dieses Geschäft schon?

Das Geschäft gehört uns seit fünf Jahren, also ungefähr seit der Verkehrsberuhigung. Allerdings gibt es die Buchhandlung schon wesentlich länger.

Was hat sich im Quartier seit da verändert?

Neue, unterschiedliche Läden haben im Quartier eröffnet.

Und die Kundschaft? Bemerken Sie eine Veränderung des Kundentyps?

In unserem Fall ist das sehr gemischt. Wir haben eine gewisse Stammkundschaft, welche schon über längere Zeit herkommt. Wir sind jedoch auch auf Laufkundschaft und Touristen angewiesen.

Wie sieht es mit der Miete aus?

Die Mietpreise steigen stetig, was zu einem Problem für Geschäfte wie unseres werden kann, da wir nicht so einen hohen Umsatz generieren.

Wie sehen Sie die Zukunft des Gewerbes im Quartier?

Das Quartier entwickelt sich zu einer Art Seefeld. Das ist zwar toll, da die Kaufkraft steigt, andererseits leidet die soziale Interaktion.

Auch im Café am Lochergut, in einer Pizzeria in der Nähe sowie in einem lang ansässigen Tante-Emma-Laden bekunden die Betreiber*innen Bedenken bezüglich höheren Mieten. Darum setzten viele der neuen Geschäfte auf einen edlen Touch um finanzkräftige Kundschaft anzulocken. Am Brupbacherplatz befindet sich ein «Authorized Apple Reseller», an der Ecke zur Badenerstrasse das Take Away Restaurant «Lilly's», am Locher-

gut das neue Trendlokal «Grand Café Lochergut». Ladeninhaber*innen, welche auf das Pensionsalter zusteuern, sorgen sich um ihre langjährigen Quartierläden. Sie befürchten, dass sie ihre Geschäfte mit der Pensionierung aufgeben müssen, und sie dann durch weitere Trendlokale ersetzt werden. Fast vollständig verschwunden ist auch das ehemalige Sexgewerbe.

Was für die einen einen Verlust von Lebensqualität bedeutet, spricht die Bedürfnisse von Neuzuzüger*innen an. Ein junger Künstler, den wir auf der Strasse ansprechen, erklärte uns, dass er aufgrund der gesteigerten Attraktivität des Quartiers hergezogen sei.

Warum bist du hierher gezogen?

Es ist eine der besten Lagen in Zürich und die Stimmung ist sehr entspannt und ruhig. Man ist sehr zentral und hat gute Verkehrsverbindungen.

Wie hat sich das Quartier in den letzten fünf Jahren verändert?

Man sieht die Aufwertung überall. Das Haus, in welchem mein Atelier ist, wurde kürzlich renoviert. Es macht das ganze Quartier natürlich viel attraktiver, ansonsten wäre ich vermutlich kaum hierher gezogen.

Gefallen Ihnen die baulichen Veränderungen?

Natürlich gefallen mir die Veränderungen. Es gibt nun zum Beispiel auch

ein «Lilly's»-Restaurant gleich um die Ecke, da, wo sie früher Sex-DVDs verkauften. Allgemein wünsche ich mir jedoch eine verstärkte Koexistenz zwischen den modernen und alteingesessenen Läden. Sie tragen viel zum Quartiercharme bei.

Findest du den Mietpreis deiner Wohnung angemessen?

Ja, sonst wäre ich wohl nicht da [lacht]. Es ist echt in Ordnung für die Lage und die Ruhe. Es ist halt klar, dass bei neu renovierten Häusern die Mietpreise steigen.

Unser anfänglicher Eindruck, dass die Weststrasse zu einem Schlafquartier verkommen ist, konnte keiner der Interviewteilehmer*innen bestätigen. Es sei wohl ein ruhigeres Quartier, aber man treffe regelmässig auf Leute, die man kenne. Die Gentrifizierung scheint hier um den Brupbacherplatz weniger weit fortgeschritten zu sein als in anderen Abschnitten der Weststrasse. Es bleibt abzuwarten, inwiefern die bevorstehenden Sanierungen den Quartiercharakter verändern werden.





SIP ZÜRI: HANDLANGERIN DER STADTAUFWERTUNG

Von Noëmi Landolt

Pinkelt in Zürich einer gegen eine Hauswand, ist eine Gruppe jugendlicher zu laut, sitzt eine Drogenkonsumentin in der Bäckerei an falschem Ort, nimmt ein Hündler seinen Hund auf der Werdinsel nicht an die Leine, wirft jemand einen Eingegrill in einer öffentlichen Parkanlage an, sind stets schnell die Mitarbeiter*innen der SIP zur Stelle, um die Betroffenen zurecht zu weisen. Stadtaufwertung geht auch in Zürich mit Überwachung und Kontrolle des öffentlichen Raums im Namen der Sicherheit einher.

Starker Rückhalt für die SIP

Die SIP (die Abkürzung steht für Sicherheit, Intervention, Prävention) ist seit gut sechzehn Jahren im Auftrag der Stadt in Zürich unterwegs. Dass ihre blauen Uniformen an jene der Polizei erinnern, ist bezeichnend, denn sie verbinden Sozialarbeit mit Ordnungsdienst. Sie versteht sich selbst als «Hüterin des öffentlichen Raums» – ist dabei nichts anderes als eine Art Anstandswauwau, der über die Regeln des urbanen Zusammenlebens wacht. Kritik an der SIP hört man jedoch selten, sie ist eine Erfolgsgeschichte. Als im Februar 2017 in Zürich über die gesetzliche Grundlage für die SIP abgestimmt wurde (die ihr in den sechs-

zehn Jahren ihres Bestehens bisher gefehlt hatte), waren einzig die SVP und die Alternative Liste (AL) dagegen. Die SVP wünschte sich einen reinen Sicherheitsdienst ohne sozialarbeiterische Aspekte mit polizeilichen Kompetenzen. Die AL hingegen forderte, die ordnungsdienstlichen Aufgaben ganz zu streichen, so dass die SIP nur noch aufsuchende Sozialarbeit macht. Zudem kritisierte sie, dass der Auftrag so offen formuliert ist, dass ständig neue Aufgabengebiete dazu kommen können. Die Kritik verfiel jedoch nicht. Am 12. Februar 2017 sagte die Zürcher Stimmbevölkerung mit gut 80 Prozent eindeutig Ja zur SIP. Die Zürcher Stimmbevölkerung folgte der Argumentation der SP: Die SIP sei unverzichtbar um Nutzungskonflikte im öffentlichen Raum zu schlichten. Ausserdem gebe es in der Bevölkerung ein offensichtliches Bedürfnis nach einem Ordnungsdienst. Da sei es besser die SIP, welche diesen mit sozialer Arbeit verknüpft, greife ein, als dass die Polizei oder die Securitas komme. Ohne die SIP gebe es noch mehr Repression im öffentlichen Raum.

Stetig erweitertes Aufgabengebiet

Die SIP war im Jahr 2000, fünf Jahre nach der Räumung der offenen Drogenszene am Letten, ins Leben gerufen worden, um die Bildung neuer Drogenszenen vor allem in der

Bäckerei und im Langstrassenquartier zu verhindern. Von diesem Szenario sind wir heute weit entfernt. Zürich ist in dieser Zeit so sicher und ordentlich geworden, dass die SIP ihr Aufgabengebiet ständig erweitern musste, um ihre Daseinsberechtigung aufrechtzuerhalten. So macht sie seit 2008 auch aufsuchende Jugendarbeit, seit 2012 können andere Gemeinden Leistungen der SIP beziehen (zum Beispiel Dietikon, Dübendorf, Oberengstringen und Wädenswil). 2014 war sie zwischenzeitlich für die Eingangskontrollen in der Asylunterkunft Juchhof in Zürich Altstetten zuständig. Ausserdem ist sie auf dem Strichplatz ganz in der Nähe präsent. Seit 2015 patrouilliert sie am Zürcher Flughafen und kontrolliert die dortige Obdachlosenszene. Das Projekt startete anfangs mit 6,4 Vollzeitstellen und einem Budget von 1,2 Millionen Franken pro Jahr. Heute verfügt die SIP über 34 Vollzeitstellen und ein Budget von 3 Millionen, welches laut einer Weisung des Gemeinderats beliebig erhöht werden kann, ohne dass die Stimmbevölkerung beispielsweise mittels eines Referendums etwas dazu sagen könnte.

Sicherheit

Als Legitimationsgrundlage für diesen Ausbau der Zuständigkeiten wird immer wieder auf das gesunkene Sicherheitsgefühl der Bevölkerung ver-

wiesen. Die Stadt reagiert also nicht etwa auf die Entwicklung der Kriminalitätsrate (die seit Jahren sinkt), sondern auf ein Gefühl. Es geht ihr darum auch nicht um die tatsächliche Herstellung von Sicherheit, sondern um die Sichtbarkeit von Sicherheit, unter anderem durch die erhöhte Präsenz uniformierter Patrouillen. Ist also die SIP tatsächlich für die Sicherheit zuständig, wie ihr Name vermuten lässt? Wenn sie lärmende Jugendliche ermahnt, etwas leiser zu sein, Alkis anweist an den Rand des Parks zu sitzen und keine Bierdosen herumliegen zu lassen, und wenn sie Obdachlose im Winter in die Not-schlafstelle fährt, führt dies zu einer sichereren Stadt? Sicherheit bedeutet in einer Stadt wie Zürich in erster Linie Sauberkeit, Ruhe und Ordnung. Soziale Sicherheit, zu der etwa auch bezahlbarer Wohnraum gehören würde, spielt dabei kaum eine Rolle.

Intervention

Die SIP sieht es als ihre Aufgabe, die «Monopolisierung des öffentlichen Raums» zu verhindern. «Monopolisierung» wird dabei wie ihr viel verwendetes begriffliches Gegenstück «Durchmischung» jedoch aus einer rein mittelständischen Perspektive interpretiert. «Durchmischung» wird nur dann gefordert, wenn zu viele Angehörige der von Stadtentwick-

ler*innen gefürchteten, sogenannten «A-Gruppen» (Alte, Arme, Auszubildende, Arbeitslose, Ausländer*innen, Asylbewerber*innen und Ausgrenzte) einen Raum einnehmen. Die Monopolisierung des öffentlichen Raums und der Parks der Stadt Zürich durch die gut verdienende, urbane, milchkaffeetrinkende Mittelschicht mit ihren Kinderwagen wird nicht als problematisch betrachtet (ganz zu schweigen von den Wohnquartieren am Zürichberg). Um diese Ordnung aufrechtzuerhalten, ist es Aufgabe der SIP, auf einer Vorstufe der polizeilichen Repression zu intervenieren, während sie selbst keine polizeilichen Kompetenzen hat. Wer diese Ordnung stört, macht bald mit dem SIP-Konzept der «kommunizierten Repression» Bekanntschaft. In einer Broschüre beschrieb die SIP vor einigen Jahren, was damit gemeint ist: «Je geschickter kommuniziert wird, desto schneller wird die Person erkennen, dass sie nicht Opfer, sondern auch Täterin ist, und sich eher kooperativ verhalten. (...) Die Person kann selbst entscheiden: ob sie sich der Repression aussetzen will oder sich entfernt; ob sie ihr Verhalten anpasst; ob sie sich kooperativ verhält und sich konstruktiv beteiligt.» In anderen Worten: «Entweder du tust, was wir sagen, oder wir holen die Polizei!»

Prävention

Die Zürcher Stadtverwaltung bemüht sich immer wieder zu sagen, dass auch sogenannte «Randständige» zur Stadt gehören und ihren Platz im öffentlichen Raum haben sollten. Das Ziel sei nicht die Verdrängung, sondern eine Verhaltensänderung der Betroffenen. Was anständiges Verhalten ist, geht dabei von einem statistischen Begriff der Normalität aus: Das Verhalten der Mehrheit ist die zu befolgende Norm. Laut sein, Flaschen herumliegen lassen, Urinieren im öffentlichen Raum wird dann toleriert, wenn es im festgelegten Rahmen von Grosanlässen wie der Street Parade oder der Fasnacht stattfindet. Also dann, wenn die «Normalbürger*innen» sich mal so richtig gehen lassen können. Aber nicht an einem regulären Sonntagnachmittag in einem städtischen Park, wenn die arbeitende Mittelklasse sich in Ruhe erholen können soll, um am nächsten Tag wieder zur Arbeit zu gehen, ohne dabei von weniger Privilegierten gestört zu werden. Die SIP setzt nach wie vor den Slogan der Stadt aus den Nullerjahren um: «Erlaubt ist, was nicht stört». Und es stört, wer das Geschäft stört. Den Anspruch, sich ungestört im öffentlichen Raum aufzuhalten, haben also primär jene Leute, die konsumieren und den Umsatz ankurbeln. Es ist demnach zwar erlaubt, «randständig»

zu sein, in ihrem Verhalten sollen sie sich aber der «Normalbevölkerung» anpassen, so dass man ihre Randständigkeit am besten gar nicht mehr bemerkt. Stadtaufwertung geht auch einher mit stetig ausgeweiteter staatlicher Raumkontrolle, die schliesslich auf die Selbstkontrolle jedes und jeder Einzelnen abzielt.

Wer die SIP kritisiert, hört oft, dass es doch besser sei, wenn die SIP komme, anstatt gleich die Polizei. Doch braucht es wirklich jemanden, der Obdachlosen sagt, wo sie sich hinzusetzen haben, und wie man seine Wurst am besten grilliert? Die SIP braucht es vor allem in einer Stadt, in der alte Quartierstrukturen zerstört und die Wohnbevölkerung ausgewechselt wurden. Wo man sich nicht mehr kennt und nicht mehr miteinander redet, sondern gleich den Ordnungsdienst ruft, sei es die SIP oder die Polizei. Denn die SIP ist trotz ihrem sozialarbeiterischen Mäntelchen in erster Linie ein Ordnungsdienst. Sozialarbeit sollte anwaltschaftlich sein, Menschen in ihrer Autonomie stärken. Die SIP tut das Gegenteil.

Noëmi Landolt studierte Ethnologie an der Universität Zürich und schrieb ihre Lizentiatsarbeit zum Thema der Regulierung des öffentlichen Raums im Zürcher Langstrassenquartier. Sie arbeitet heute als Redakteurin bei der «Wochenzeitung» und wohnt in Zürich.

BASEL: WENN DIE BIG PHARMA DIE STADT PLANT

Von Jonas Aebi

Der Bau von Verkehrsinfrastruktur kann das Gesicht einer Stadt grundlegend verändern. In den 1960er und 1970er Jahren erfasste die über weite Teile der Welt vorherrschende Euphorie der «Stadtautobahn» auch schweizerische Städte und schicke Innenstädte wurden mit Blechlawinen geflutet. Diese Zeit ist heute – fast überall – vorbei: Als Gegenbewegung wird versucht, die Städte wieder vom Lärm und Gestank des motorisierten Verkehrs zu befreien und die Verkehrsberuhigung zum Anlass genommen, den Innenstadtquartieren eine neue Atmosphäre zu verleihen. Überbleibsel dieser längst überholten Verkehrspolitik prägen viele Städte aber bis heute. Die laufende Stadtentwicklung von Basel ist durch ein solches grosses Verkehrsinfrastrukturprojekt stark beeinflusst. Ähnlich der Weststrasse in Zürich war der Stadtteil Basel Nord vom Durchgangsverkehr geprägt: Da es keine direkte Autobahnverbindung zwischen der Schweiz, Frankreich und Deutschland gab, mussten Autofahrer*innen in Basel die Autobahn verlassen und durch Basel Nord fahren, um an der Grenze wieder auf die Autobahn zu wechseln. Im Jahr 1976 erteilte der Bundesrat den Auftrag, die sogenannte Nordtangente zu erstellen, um die schweizeri-

sche, deutsche und französische Autobahn zu verbinden. In der über vierzig Jahre dauernden Planung entschied die Basler Regierung, die Nordtangente unterirdisch zu führen, um den Verkehr in Basel Nord zu beruhigen. Die Nordtangente kostete insgesamt 1,55 Milliarden Franken und ist das teuerste Strassenstück der Schweiz. 2007 wurde der neue Autobahnabschnitt eröffnet. Seither hat sich vieles verändert in Basel Nord.

Von der dreckigen Industriestadt zum Life-Science-Standort

Die Kantonsregierung von Basel-Stadt (die gleichzeitig auch die Stadtregierung ist) nutzte den Bau der Nordtangente, um die anliegenden Quartiere St. Johann und Klybeck neu zu planen. Die Quartiere entstanden um 1900, als Basel sich zu einer industriellen Chemiestadt wandelte. Die chemischen und pharmazeutischen Unternehmen – etwa Ciba, J.R. Geigy AG und Kern & Sandoz – siedelten ihre Fabriken nahe des Rheins im Norden der Stadt an. Rundherum entstanden sukzessive neue Quartiere, in denen in erster Linie die Chemiearbeiter*innen wohnten. Für fast ein Jahrhundert war Basel die bedeutendste industrielle Stadt der Schweiz. Als 1986 die Schweizerhalle-Fabrik ausserhalb Basels brannte und giftige Chemikalien in den Rhein flossen, zementierte

sich das Image Basels als eine dreckige Chemiestadt. Mit der wirtschaftlichen Rezession der 1990er Jahre, der Globalisierung und somit einer bedeutenden Umstrukturierung der Basler Wirtschaft begann sich dieses Image zu verändern. Zunächst wuchs in Basel die Arbeitslosigkeit, die Stadt verlor an Bewohner*innen. Die Chemiefirmen versuchten, die Krise mit internen Umstrukturierungen zu überwinden: Die Produktion wurde auf weltweiter Ebene organisiert, die dreckige Industrie wurde aus Basel ausgelagert. Die Firmen fusionierten und wandelten sich zu multinationalen Konzernen, deren Konzernzentralen und Forschungsabteilungen sich weiterhin in Basel konzentrierten. Heute sind in Basel mit Novartis, Roche, Syngenta, sowie die deutsche BASF vier multinationale Unternehmen bedeutend. Diese sogenannten Life-Science-Industries haben eine immense wirtschaftliche Macht: Sie steuerten von 2000 bis 2008 über drei Viertel zum Wirtschaftswachstum Basels bei; zudem sind sie für etwa zehn Prozent der Arbeitsplätze und fünfzehn Prozent der Steuereinnahmen des Kantons verantwortlich.

Im St.-Johann-Quartier, wo die Nordtangente durchführt, hat Novartis 2001 mit dem Bau ihrer Konzernzentrale «Novartis Campus» begonnen. In dieser Stadt in der Stadt arbeiten die Novartis-Angestellten nicht nur,

sondern können Einkaufen, Sport treiben oder öffentliche Dienste nutzen. «Aus einem Industriestandort, in dem Maschinen und Schornsteine im Zentrum standen, sollte ein Ort werden, der auf den Menschen und dessen produktives Wohlbefinden zugeschnitten ist», beschrieb der damalige CEO von Novartis, Daniel Vasella, im Jahr 2009 die Absicht hinter dem Campus. Dieses «produktive Wohlbefinden» wurde auch zu einer Maxime der Stadtentwicklung rund um die Nordtangente. Basel solle, so schrieb 2007 die Vereinigung metrobasel (der Behörden, Firmen, Organisationen und Gewerkschaften angehören), zu einem europäischen Zentrum der Life-Science-Industries werden und zu einer Kulturstadt mit «internationalen Messen, Kongressen und Kulturinstitutionen, die auch Touristen in unsere Region ziehen». Die Basler Regierung übernahm diese Vision erstmals in ihrem Legislaturplan 2009-2013.

Gentrifizierung als stadtplanerisches Instrument

Diese Stossrichtung materialisierte sich im Quartier St. Johann im städtebaulichen Projekt «ProVolta®»: Mithilfe privater Entwickler*innen sollten entlang der durch die Nordtangente verkehrsberuhigten Voltastrasse drei grosse Bauprojekte entstehen. Gleichzeitig sollen die Aussenräume mit

Parks, Spielplätzen und Grünflächen aufgewertet werden. Stefan Dössegger von der Kantons- und Stadtentwicklung, sagte 2007 der «Wochenzeitung» zu diesem Projekt: «Das Ziel des Stadtumbaus in Basel Nord ist die Schaffung attraktiven Wohnraums für gute Steuerzahler, die der Kanton braucht.» Das Problem an dieser neuen Stadtvision ist, dass sie nur auf die hochausgebildeten Angestellten der Management- und Forschungsabteilungen der Pharmakonzerne zugeschnitten ist. Die Arbeiter*innenschichten kommen darin höchstens noch als Hindernis der gewünschten Entwicklung vor. So sagte 2010 der damalige Direktor der Kantons- und Stadtentwicklung, Thomas Kessler: «Der Begriff der Gentrifizierung wird bei uns falsch verwendet. Wir haben es mit einer notwendigen Entwicklung zu tun.» Diese «Entwicklung» als «notwendig» zu beschreiben ist eine in vielen Stadtdiskursen angewendete Strategie: Die Gentrifizierung wird als «natürlicher» Vorgang beschrieben, gegen den nichts gemacht werden kann. Dass die Politik die Entwicklung jedoch aktiv vorantreibt, wird verschwiegen – genauso wie verdeckt wird, dass dies die Verdrängung alteingesessener und sozial schwächerer Quartierbewohner*innen vorantreibt. Auch wenn diese Veränderungen im St. Johann erst begonnen haben, kündigt sich bereits an, dass es auch hier

zur Verdrängung kommt.

In der Elsässerstrasse etwa kaufte ein privater Immobilieninvestor zwei alte Häuser, kündigte allen Mieter*innen und baute das Projekt «Johannshof». Aus bezahlbaren Mietwohnungen wurden Luxuswohnungen, die nun im Eigentum verkauft werden – so war Anfang 2017 die letzte noch verfügbare 3.5-Zimmerwohnung für knapp 900'000 Franken zu kaufen. Der Entwickler selbst schreibt auf seiner Homepage: «Insgesamt hat das Quartier in den letzten Jahren eine deutliche Qualitätsverbesserung erfahren und wurde zum aufstrebenden Hip-Quartier, das auch viele Menschen aus der Pharmabranche und von der Universität anzog.» Für private Investor*innen wird es attraktiv, im St. Johann zu investieren, weil sie damit spekulieren, dass die Quartieraufwertung die Miet- und Bodenpreise erhöht – und sie davon profitieren werden.

Auch die Stadt selber treibt diese Entwicklung voran und wollte etwa für das Bauprojekt «Volta Ost» eine ganze Häuserzeile an der Wasserstrasse abreissen. In den Häusern, die der Stadt Basel gehörten, wohnen viele sozial schwächere Menschen zu günstigsten Mietpreisen. Die Bewohner*innen wehrten sich und setzten sich schliesslich in einem jahrelangen Kampf durch: Die Stadt vergab die Häuser im Baurecht einer Genossen-

schaft, mit der die Bewohner*innen die Wohnungen nun sanft renovieren, um weiterhin zu tiefen Mietpreisen dort wohnen zu können.

Massnahmen für eine soziale Quartieraufwertung

Der Bau der Nordtangente entlastete zwar das Quartier, beruhigte den Verkehr und wertete die öffentlichen Räume auf – doch Menschen, die sich jahrelang vom Verkehr plagen lassen mussten, weil sie sich nur in diesen Quartieren die (günstigen) Mieten leisten konnten, haben herzlich wenig von der Aufwertung, wenn sie verdrängt werden. Eine Quartieraufwertung ausgelöst durch eine Verkehrsberuhigung ist deshalb an sich noch keine «soziale» Stadtpolitik. Sie wird es erst, wenn mit politischen Massnahmen sichergestellt wird, dass die unteren Einkommensklassen nicht zu Verlierer*innen der Aufwertung werden. Dafür ist ein aktives Eingreifen in den Wohnungsmarkt notwendig. Der Kampf der Wasserstrasse etwa zeigt, dass eine genossenschaftliche oder eine von der Stadt geleitete sanfte Sanierung des Altbaubestandes verhindern kann, dass günstige Mietwohnungen verschwinden. Den Städten bleiben weitere Massnahmen, wie die Subvention genossenschaftlicher Häuserkäufe oder Mindestanteile von gemeinnützigem Wohnungsbau. Nur

solche politischen Eingriffe in den Wohnungsmarkt können sicherstellen, dass unsere Städte lebenswerte Orte für alle Klassen und Kulturen bleiben.

Jonas Aebi wohnt in Basel, ist Soziologe, Stadtforscher und Stadtaktiver. Er doktoriert am kulturwissenschaftlichen Seminar der Universität Basel zu den Veränderungen der Stadtentwicklung Basels und Brüssels und fragt, wie die migrantische Bevölkerung in diese Entwicklungen eingebunden ist. Zudem ist er Redaktor der Zeitschrift *Widerspruch*.

Bildnachweis

Umschlag: Monika Streule

Seite 7: Tim Kappeler

Seite 10 oben: Julia Fehr

Seite 10 unten: Monika Streule

Seite 11: Annika Bühler

Seite 15: Monika Streule

Seite 16: Annika Bühler

Seite 17: Caroline Lütjens

Seite 21: Amelie Nguyen

Seite 27: Anna Moroni

Dank

Wir danken Caroline Ting und Fred Papper für ihre hilfreichen Kommentare.
Herzlichen Dank auch allen, die sich für ein Interview Zeit genommen haben.

Impressum

Herausgeberin
Dozentur Soziologie
Departement Architektur, ETH Zürich
Stefano-Francini-Platz 5
8093 Zürich
www.sociologie.arch.ethz.ch

Redaktion
Rahel Nüssli, Monika Streule

Gestaltung
Timothy Allen, Julian Meier

Auflage
300 Exemplare

Mai 2017

Diese Zeitung ist unter einer Creative Commons Lizenz vom Typ Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung 3.0 Schweiz zugänglich. Die Rechte liegen bei den jeweiligen Autor*innen.

